

Die singende Tür

Ein Märchen zwischen den Welten

B A N D 2



Die singende Tür · Band 2

© 2026 Malte Wintner

malte.wintner.ch

Dieses Buch ist eine Zusammenarbeit: Die Vision, die Figuren und jede Wendung sind meine. Die Sprache, in der sie hier stehen, habe ich Seite für Seite gemeinsam mit einer KI geformt.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Lizenz
Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell –
Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0).

Du darfst dieses Buch kostenlos und unverändert weitergeben. Verkauf und Bearbeitung sind nicht gestattet. Bitte nenne bei der Weitergabe den Autor.

creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Inhalt

Der leere Platz	3
Die leere Bibliothek	6
Die verbotene Tür	9
Der Junge unter dem Baum	13
Ein Licht ohne Schatten	17
Der Schwächling	20
Warm und allein	23
Ein Held aus Papier	24
Der goldene Käfig	28
Ein Herzschlag	32
Über den Dächern	37
Das Glöckchen	40

Der leere Platz

Der Wanderer erwachte, und etwas war falsch.

Das war das Erste, was ihn beunruhigte: dass er nicht sofort wusste, was. Ihm entging nie etwas. Er hatte Königreiche fallen und Sterne verlöschen sehen, ehe andere auch nur den Kopf hoben. Und jetzt lag er am Rand eines Ganges, den er tausendmal durchschritten hatte, und spürte nur, dass die Welt einen Ton zu leise war.

Dann sah er den leeren Platz an seiner Seite.

Der Mantel lag zurückgeschlagen, so wie er ihn über sie gebreitet hatte. Die Mulde im Stoff war noch da.

Aber sie war kalt.

„Käferchen.“

Kein Plopp.

Er sagte es noch einmal. Nicht lauter — der Wanderer wurde nie lauter; Lautstärke war für Menschen, die man überhören konnte, und ihn überhörte niemand.

„Käferchen. Es ist Zeit.“

Die Gänge schwiegen.

Er stand auf. Langsam, so wie er alles tat — ohne Eile, denn die Zeit war ihm noch nie davongelaufen. Er sagte sich, dass sie vorausgeploppt war. Dass sie an einer Tür lauschte, den Kopf schief gelegt, und ihm gleich entgegenkäme mit irgendeiner kleinen Ungeheuerlichkeit: eine Tür, die

nach Regen roch, ein Fach, das warm war, ein Wort, das er noch nie gehört hatte.

Er sagte sich das. Und ein Teil von ihm — ein alter, kalter, sehr genauer Teil — glaubte es schon nicht mehr.

Denn er konnte sie nicht spüren.

Der Tempel hatte ihm nie etwas verborgen. Er kannte jede seiner Türen, so wie man die eigenen Hände kennt: welche in eine Welt führte und welche ins Nichts, welche schlief und welche wartete. Und seit einiger Zeit — er hätte nicht sagen können, seit wann — hatte er auch *sie* immer gespürt. Ein kleines, warmes, unmögliches Leuchten irgendwo im Gestein.

Er hatte nie darüber nachgedacht. Man denkt nicht über sein eigenes Herz nach, solange es schlägt.

Jetzt schlug es nicht.

Er ging schneller.

Er öffnete die erste Tür, an die er kam. Ein Meer aus Sternen lag dahinter, still, mit einer Brücke aus Licht — er kannte es, er war mit ihr darübergegangen. Leer. Er schloss sie und öffnete die nächste. Ein graues Meer, ein schiefer Turm, ein Licht, das jemand vor langer Zeit angezündet und nie gelöscht hatte. Leer. Die nächste. Eine goldene Stadt, die „Bleibt“ flüsterte. Leer.

Er ging von Tür zu Tür, und mit jeder Tür wurde der Gang länger, oder er wurde schneller — er hätte es nicht sagen können. Der Wanderer, der niemals rannte, rannte.

Und irgendwann, er wusste nicht nach wie vielen Türen, blieb er stehen. Nicht, weil er müde war. Weil er verstanden hatte.

Sie war hinter keiner Tür.

Sie war in keiner Welt, die der Tempel hielt.

Zum ersten Mal, seit er sich erinnern konnte, stand der Wanderer in seinen eigenen Gängen und wusste nicht, wohin. Die unzähligen Türen sahen ihn an, und keine gab ihm eine Antwort. Etwas stieg in ihm auf, das er bei anderen so oft gesehen und nie verstanden hatte — ein enges, kaltes, würgendes Etwas — und er brauchte einen langen Moment, um es zu erkennen, weil er es nie zuvor an sich selbst gekannt hatte.

Angst.

Und da, am Ende des Ganges, wo einen Herzschlag zuvor nichts gewesen war, sass der Junge.

Er sass auf dem Boden, als wäre es ein Ast, eine Wurzel — als sässe er, wo er wollte, weil der Ort sich nach ihm richtete und nicht er sich nach dem Ort. Er sah den Wanderer an, den Kopf ein wenig schief gelegt, mit demselben höflichen, geduldigen Nichts im Gesicht, mit dem er ihn durch tausend Welten begleitet und nie ein Wort gesagt hatte.

Der Wanderer, der niemanden je um etwas gebeten hatte, ging in die Knie.

„Bitte.“

Die leere Bibliothek

Der Junge sah ihn an.

Er sah den Wanderer an, wie man einen Regentropfen ansieht, der einen ungewöhnlichen Weg die Scheibe hinabnimmt: aufmerksam, ohne Anteil. In seinem Gesicht war kein Mitleid. Kein Triumph. Nichts, wofür es ein Wort gab.

Dann stand er auf und rannte.

Der Wanderer, der eben noch gekniet hatte, war im nächsten Herzschlag auf den Beinen. Er, der nie jemandem nachlief — dem die Welt nachlief — lief.

Der Junge war schnell. Nicht schnell wie ein Kind. Schnell wie ein Gedanke, der einem entgleitet, kurz bevor man ihn fasst. Er bog um eine Ecke, die dort keine Ecke gewesen war. Der Gang knickte für ihn, wie er sich für niemanden knickte. Der Wanderer folgte, und die Türen flogen an ihm vorbei, hundert, tausend, und keine von ihnen war die, die er suchte.

„Bleib stehen.“

Der Junge blieb nicht stehen.

Vor ihm, am Ende eines Ganges, der eben noch nicht dort gewesen war, stand die grosse Tür der Bibliothek. Sie stand offen. Der Junge schlüpfte hindurch, ohne sich umzusehen.

Der Wanderer war zwei Schritte hinter ihm. Er trat durch die Tür.

Und blieb stehen.

Denn die Bibliothek war leer.

Nicht leer wie ein Raum ohne Menschen. Leer wie ein Haus, aus dem das Leben fortgezogen ist und die Türen offen gelassen hat. Die schwebenden Lichter, die einst zwischen den Regalen getrieben waren wie stille Fische — erloschen. Die Leitern lehnten schief. Über allem lag Staub, grau und fein, wie er über Dingen liegt, die lange niemand berührt hat. Und wo einst ein kleiner Tisch gestanden hatte, mit einer Teekanne und drei Tassen und einem Teller Kekse, stand nichts.

Es roch nicht mehr nach Papier und Regen.

Es roch nach nichts.

„*Bibliothekarin?*“

Seine Stimme fiel in die Regale und kam nicht zurück.

Er ging durch die Gänge zwischen den Bücherwänden, einen nach dem anderen. Er, der jeden Winkel dieses Ortes kannte, ging langsamer, als er je hier gegangen war. In jedem Gang erwartete er den Jungen — auf einer Leiter, auf einem Regal, auf dem Boden, wo er sass, wo er wollte. In jedem Gang war nichts.

Die Bücher standen an ihren Plätzen. *Die Sterne. Der Regen. Die Vögel.* Aber sie fühlten sich an wie Bücher, die niemand mehr las. Wie Geschichten, die aufgehört hatten zu warten.

Und dann, am Ende des letzten Ganges, sah er sie.

Eine Tür aus schwerem, schlichtem Holz. Ohne Namen. Ohne Licht darüber — dort, wo über jeder anderen Tür ein Licht schwebte, hatte über dieser nie eines gehangen.

Der Wanderer kannte sie. Er hatte einmal die Hand auf sie gelegt. Er erinnerte sich an den Schmerz, der ihm in die Finger gefahren war, an die Adern, die geschwollen waren, an die Stimme, die gesagt hatte: *Es gibt immer jemanden, der stärker ist.*

Er hatte damals keine Antwort gefunden.

Jetzt ging er auf die Tür zu.

Die verbotene Tür

Er legte die Hand auf das Holz.

Der Schmerz kam sofort. Er kroch aus der Tür in seine Finger, seine Hand, seinen Arm, und mit ihm das alte, unmögliche Gefühl, gegen etwas zu drücken, das nicht nachgab — das nie nachgeben würde, egal wie stark er war. Die Adern auf seinem Handrücken traten hervor, schwarz und geschwollen. Beim letzten Mal hatte er die Hand weggezogen.

Dieses Mal zog er sie nicht weg.

„*Das würde ich sein lassen.*“

Die Stimme kam von überall und nirgends, aus den Regalen, aus dem Staub, als hätte der Raum selbst sie gesprochen. Er kannte sie. Er hatte einmal Tee mit ihr getrunken.

„*Ihr wisst, was beim letzten Mal geschah.*“

Der Wanderer antwortete nicht. Er hätte nicht sprechen können, ohne dass es wie ein Ächzen geklungen hätte, und der Wanderer ächzte nicht. Er drückte fester. Der Schmerz stieg in seine Schulter, in seine Zähne. Über der Tür, wo nie ein Licht gehangen hatte, blieb es dunkel.

Er dachte an den leeren Platz an seiner Seite.

Und er liess nicht los.

Lange geschah nichts. Dann, als hätte etwas in der Stille nachgegeben und nicht er:

„*Wartet.*“

Eine Pause.

„*Ich hole den Schlüssel.*“

Der Wanderer nahm die Hand von der Tür. Sie zitterte. Er sah sie an, als gehörte sie jemand anderem, und wartete, bis das Zittern aufhörte, weil er nicht wollte, dass es jemand sah.

Sie trat zwischen zwei Regalen hervor, wo einen Moment zuvor niemand gewesen war. Die Bibliothekarin. Aber sie war nicht mehr ganz die, die sie gewesen war. Das silberne Haar war noch da, das dunkelblaue Kleid — doch das Licht um sie herum war dünn geworden, als leuchtete sie aus grösserer Ferne. So wie ein Stern, den es vielleicht schon nicht mehr gibt.

Sie sah ihn an. Sie fragte nicht, was geschehen war. Sie wusste es. Sie hatte ihm einmal gesagt: *Passt auf sie auf.*

„*Ihr habt nicht aufgepasst.*“

Es war kein Vorwurf. Es war nur wahr. Der Wanderer senkte den Blick — er, der nie den Blick senkte — und das war Antwort genug.

Die Bibliothekarin hob eine Hand. In ihr lag ein Schlüssel, alt und schwarz, den er nie zuvor gesehen hatte. Sie steckte ihn ins Schloss, und die verbotene Tür, die keiner Stärke nachgegeben hatte, ging auf, als hätte sie nur höflich darum gebeten werden müssen.

Dahinter war ein kleiner Raum, kalt und ohne Fenster. Kein Staub hier — nur Stille, eine ältere, dichtere Stille als draussen. An den Wänden Bücher, die man besser nicht las: manche wie in Ketten, manche einfach nur traurig. Aber der Wanderer sah sie nicht an.

Denn in der Mitte des Raumes, auf einem schlichten Pult, lag ein einzelnes Buch. Es hatte keinen Titel. Und als er es öffnete, standen keine Worte darin.

Nur der Junge.

Seite um Seite, der Junge. Auf einem Ast über einem Schlosshof. Auf einem Damm am Meer. In einem singenden Wald, auf einer Wurzel. Am Rand eines langen Abends, das Gesicht der Sonne zugewandt. Und weiter zurück, immer weiter, durch Welten, die der Wanderer nie betreten hatte, durch Zeitalter, die hinter ihm lagen wie fremde, längst gelebte Leben — überall derselbe Junge, mit demselben höflichen, geduldigen Nichts im Gesicht. Sitzend. Wartend. Sehend.

Und der Wanderer verstand.

Er verstand, wer ihn durch all die Welten begleitet hatte. Er verstand, warum in dieses Gesicht keine Angst geschrieben stand und kein Mitleid. Der Junge war nicht gekommen, um zu helfen. Er war nicht gekommen, um zu schaden.

Er war gekommen, um zu *sehen*.

Auf der letzten Seite, unter dem letzten Bild des Jungen, stand eine einzige Zeile. Der Wanderer las sie. Dann las er sie noch einmal.

Er wusste jetzt, wo er ihn finden würde.

Er schlug das Buch zu. Als er sich umdrehte, war die Bibliothekarin schon fast nicht mehr da — nur noch ein Schimmer zwischen den Regalen, eine Wärme, die ging.

„*Wanderer.*“

Er blieb stehen.

„*Wenn ihr durch eine Tür geht, die euch nicht gehört —*“

Ihre Stimme war schon sehr leise.

„*— dann bringt sie zurück. Aber kommt auch selbst zurück. Hört ihr?*“

Er hörte.

Er antwortete nicht. Aber er nickte.

Und dann war er allein.

Der Junge unter dem Baum

Das Buch hatte ihm einen Ort gezeigt, den es nicht gab.

Am Ende eines Ganges, den der Wanderer nie zuvor gegangen war, stand ein Baum. Ein einzelner Baum, mitten im Stein, mit Wurzeln, die sich ins Pflaster gruben, und Blättern, die ein Licht trugen, das von nirgendwo kam. Im Tempel wuchs nichts. Der Tempel war Stein und Tür und Gang. Aber hier stand ein Baum, und unter dem Baum sass der Junge.

Er sass zwischen den Wurzeln, als wäre er dort gewachsen. Er sah den Wanderer kommen und rührte sich nicht.

Der Wanderer kam nicht als Bittsteller. Die Angst der letzten Stunden war in etwas Älteres umgeschlagen, in das, was er gewesen war, bevor Nia ihn gefunden hatte: kalt, gerade, gefährlich. In seiner Hand lag mit einem Mal ein Schwert — dasselbe, das er ein einziges Mal gezogen hatte, für sie. Er hob es und setzte die Spitze an die Kehle des Kindes.

„Wo ist sie.“

Der Junge sah nicht auf das Schwert. Er sah den Wanderer an. Und dann sagte er etwas. Zum ersten Mal, seit er ihm durch Welt um Welt gefolgt war, sagte der Junge ein Wort.

„Das war mein Übungsschwert.“

Der Wanderer verstand es nicht. Der Satz passte nicht hierher — er passte nirgendwohin. Der Junge betrachtete das Schwert an seiner eigenen Kehle, beinahe freundlich, so wie man ein Spielzeug ansieht, das man vor sehr langer Zeit einmal gemocht hat. Er lächelte nicht ganz. Es war eher der

Gedanke an ein Lächeln — gesehen bei jemand anderem, nachgemacht und nicht ganz verstanden. Und es war das Unheimlichste, was der Wanderer je gesehen hatte: nicht, weil es drohte, sondern weil dahinter etwas so Altes wartete, dass Stärke keinen Namen mehr hatte.

„Es hilft dir nicht“, sagte der Junge. „Nicht bei mir. Und dort, wo sie ist, erst recht nicht.“

„Wo ist sie.“

„An einem Ort, den es nicht geben dürfte. Verboten.“
„Keine meiner Türen führt hinein.“
„Dorthin sehe nicht einmal ich.“

„Wie ist sie dann dort.“

Der Junge legte den Kopf schief, wie er es immer tat.

„Weil jemand sie gebracht hat, der sich an nichts hält.“

Eine Pause.

„Sie hält sich an keine Regel. Nie.“

Und der Wanderer wusste, von wem er sprach.

„Öffne sie.“

„Das darf ich nicht.“ Es klang nicht wie eine Weigerung. Es klang wie eine Tatsache, so wahr und so unbeweglich wie der Stein ringsum. „Ich bin ein Teil des Tempels. Und der Tempel öffnet diese Tür für niemanden.“

Der Wanderer hätte drohen können. Er hätte das Schwert heben, die Zähne zeigen, die Welt biegen können, so wie er es immer getan hatte. Aber er hatte gerade gelernt, dass nichts davon hier half.

Also tat er das Einzige, was ihm blieb. Das, was er in tausend Zeitaltern nie getan hatte.

Er liess das Schwert fallen. Es zerfiel zu nichts, ehe es den Boden berührte.

„Dann hilf mir nicht.“

Der Junge sah ihn an.

„Sieh nur zu.“

Und da veränderte sich etwas in dem geduldigen Nichts. Nicht viel. Ein Flackern, wie wenn weit hinter einem dunklen Fenster jemand eine Kerze anzündet. Der Junge war durch alle Zeitalter gegangen, um zu sehen, was ein Wesen zerbricht, das nicht zu zerbrechen ist. Und hier, endlich, zerbrach es nicht — es *gab auf*, freiwillig, alles, was es stark gemacht hatte, für ein kleines, ploppendes Ding, das ihm nicht einmal gehörte.

Der Junge stand auf.

„Ich helfe dir nicht“, sagte er. „Ich sehe nur zu, wie es ausgeht.“

Er hob eine Hand und legte sie an die Luft, dorthin, wo keine Tür war. Und wo seine Finger den leeren Raum berührten, war mit einem Mal doch eine — schmal, falsch, aus einem Holz, das der Wanderer nie zuvor gesehen hatte. Hinter ihr war kein warmes Licht, kein Sternenmeer, keine Wiese. Hinter ihr war ein grelles, flaches, gnadenloses Licht, und ein Lärm, wie ihn kein Tempel und keine Welt je gemacht hatte.

„Eines noch.“ Die Stimme des Jungen war ganz ruhig. „Diese Welt verändert dich. Für immer. Wer durch diese Tür geht, ist nicht mehr, wer er war, wenn er zurückkommt.“

Eine Pause.

„Falls er zurückkommt.“

Der Wanderer sah in das grelle Licht. Irgendwo dahinter, in all dem Lärm, war ein kleines, warmes Leuchten, das er nicht mehr spüren konnte, von dem er aber wusste, dass es da war.

Er trat durch die Tür.

Und im selben Augenblick, mit dem ersten Schritt, begann etwas in ihm leiser zu werden. Seine Sinne, seine Gewissheit, das alte Raubtier, das immer wusste, wo jede Gefahr stand. Es wurde leiser. Und leiser. Und dann, zum ersten Mal seit unzähligen Zeitaltern, war der Wanderer einfach nur —

ein Mann, der eine Tür hinter sich zufallen hörte.

Ein Licht ohne Schatten

Der Wanderer stand in einem Gang.

Er kannte Gänge. Er hatte einen Tempel voll davon durchschritten, Gänge aus Stein und Schweigen. Dieser Gang war anders. Er war aus einem harten, glatten Stoff, der kein Stein war, und an den Wänden hingen Reihen kleiner Türen aus Metall, viel zu klein für einen Menschen, mit Schlössern, die wie Spielzeug aussahen. Über ihm brannte ein Licht, das von überall kam und von nirgendwoher — ein weisses, summendes Licht, das keinen Schatten warf. Der Wanderer sah an sich hinab und fand keinen Schatten. Er hatte immer einen geworfen.

Und er wusste nichts.

Das war es, was ihn traf, noch ehe der Lärm ihn traf: dass er nicht wusste. Er, der jeden Raum gelesen hatte wie ein offenes Buch — wer darin log, wer Angst hatte, wo die Gefahr stand und wo der Ausgang —, stand nun in diesem grellen Gang und spürte nichts. Keine Gefahr. Keinen Ausgang. Nur ein weisses Rauschen, wo sonst seine Gewissheit gewesen war.

Dann zerriss ein Ton die Luft. Schrill, mechanisch, ohne Anfang und ohne Ende — kein Glockenschlag, wie ihn eine Welt macht, sondern ein Kreischen, das aus den Wänden selbst kam. Der Wanderer, der nie zusammenzuckte, zuckte zusammen.

Und die Türen öffneten sich, alle auf einmal, und die Welt spuckte Menschen aus. Junge Menschen, ein ganzer Schwarm, mit Taschen auf dem Rücken und leuchtenden Spiegeln in den Händen, in die sie hineinsahen, als läge ihr Leben darin. Sie strömten an ihm vorbei, um ihn herum, so nah, dass er ihren Atem hätte spüren müssen — und keiner sah

ihn an. Nicht aus Furcht. Nicht aus Ehrfurcht. Sie sahen ihn einfach nicht, so wie man einen Pfosten nicht ansieht, an dem man tausendmal vorbeigeht.

Er suchte sie. Natürlich suchte er sie. Sein erster Gedanke, in all dem Lärm, war *Nia* — er hob den Kopf und wartete auf das kleine, warme Leuchten, das ihm seit so langer Zeit gesagt hatte, wo sie war.

Da war nichts. Nur der Schwarm und das schattenlose Licht.

Er ging. Er wusste nicht, wohin — er, der immer gewusst hatte, wohin. Er ging durch den Gang, gegen den Strom, und die jungen Menschen teilten sich um ihn wie Wasser um einen Stein, ohne ihn zu bemerken.

Durch eine Scheibe in einer der grösseren Türen sah er einen Raum voller Tische. Die meisten waren leer nun. Nur an einem, ganz hinten, sass jemand. Ein Mädchen, allein, mit einem Buch vor dem Gesicht.

Er sah das Buch, bevor er das Mädchen sah.

Auf dem Umschlag kniete ein Ritter im Gras und hielt eine sterbende Frau in weissem Kleid.

Der Wanderer öffnete die Tür und trat ein. Am vorderen Ende des Raumes stand eine Frau mit einem Stapel Papier, und sie sagte etwas, scharf, in einer Sprache, die er verstand, ohne zu wissen, warum.

„Halt — das dürfen Sie nicht. Sie können hier nicht einfach —“

Er hörte sie, wie man Regen hört. Er ging an ihr vorbei, zwischen den leeren Tischen hindurch, bis zum letzten, und blieb stehen.

Das Mädchen senkte das Buch. Langsam. Als hätte sie alle Zeit der Welt. Und das hatte sie.

Und sah ihn an.

Es war ein junges Gesicht, gerahmt von langem, hellem Haar, ein Gesicht wie tausend andere in diesem Schwarm — bis auf die Augen. In den

Augen war dieselbe vollkommene Ruhe, die er zuletzt auf einer Blumenwiese gesehen hatte. Eine Ruhe, der nie etwas geschehen war. Der nie etwas geschehen konnte.

Das Blumenmädchen lächelte.

„*Da bist du ja*“, sagte sie, ganz leise, nur für ihn. „*Ich habe mich gefragt, ob du kommst.*“

Die Frau am vorderen Ende war ihnen gefolgt, den Papierstapel noch in der Hand, das Gesicht zwischen Ärger und Sorge.

Das Blumenmädchen wandte sich zu ihr um, und ihre Stimme wurde hell und jung und harmlos, ein anderes Kleid, das sie sich einfach überzog.

„*Das ist mein Onkel. Er holt mich heute ab. Ich hab vergessen, es zu sagen.*“

Die Frau sah den Wanderer an — den grossen, stillen, fremden Mann, der keinen Schatten warf, den sie aber sah, weil sie nichts anderes kannte als eine Welt, in der alle gesehen wurden. Etwas in ihr beruhigte sich, ohne dass sie hätte sagen können, warum.

„*Dann warten Sie bitte draussen. Bis es läutet.*“

Und der Wanderer — der durch tausend Welten gegangen war, wie man durch ein Haus geht, das einem gehört, ohne Ehrfurcht, ohne zu fragen — drehte sich um und ging nach draussen.

Und wartete.

Der Schwächling

Draussen wartete der Wanderer.

Er, der noch nie auf irgendetwas gewartet hatte, stand vor dem Bau aus Glas und wartete, weil eine Frau mit einem Papierstapel es ihm gesagt hatte. Über ihm hing ein Himmel ohne Farbe. Vor ihm lief eine Strasse, und auf der Strasse jagten Tiere aus Metall dahin, brüllend, mit gläsernen Augen, viel zu schnell, viel zu nah — und niemand fürchtete sie. Die Menschen gingen an ihnen vorbei, als wären sie zahm.

Einmal kam eines der Tiere so nah, dass sein Wind an ihm vorbeistrich. Der Wanderer wich zurück — und erschrak über sich selbst. Er hatte es nicht kommen hören. Er, der jeden Pfeil im Flug gehört hatte, hatte das brüllende Ding nicht kommen hören, bis es fast an ihm war.

Dann kreischte es wieder in den Wänden hinter ihm, und die Türen spien die jungen Menschen aus, und diesmal war sie unter ihnen.

Das Blumenmädchen kam die Stufen herab, eine Tasche über der Schulter, wie alle anderen, und blieb vor ihm stehen. Sie war nicht mehr die harmlose Schülerin von eben. Das Kleid war noch da, das junge Gesicht, das helle Haar — aber niemand sah sie mehr an, und wo niemand sah, brauchte sie nichts zu verstecken.

„Weisst du, was das Schöne an dieser Welt ist?“, sagte sie und sah auf die Strasse, auf die brüllenden Tiere, auf das farblose Licht. „Hier ist niemand besonders. Hier gibt es keine Teilnehmer, keine Türen, keine Stärke, die etwas bedeutet.“ Sie sah ihn an. „Hier bist du wie sie. Genau wie sie.“

Der Wanderer sagte nichts.

„Du spürst es doch.“ Es war kein Spott. Sie stellte nur fest, was war. *„Deine Sinne. Dein Gewicht in einem Raum. Das Ding in dir, das immer wusste, wer der Stärkste ist.“* Sie neigte den Kopf. *„Es ist fort. Du bist ein Mann. Nur ein Mann.“* Eine kleine Pause. *„Ein Schwächling.“*

Es war sein Wort. Er hatte es einmal über einen Ritter gesagt, der eine Sterbende hielt. Und er wusste, dass sie das wusste.

Er sah sie an, lange. Dann sprach er — und seine Stimme war heiser, ungewohnt, als hätte er sie in dieser Welt erst suchen müssen.

„Und du?“

Er kannte die Antwort. Er sah sie in ihren ruhigen Augen, ehe sie sich rührte.

Das Blumenmädchen lächelte. Sie hob eine Hand — beiläufig, wie man nach einer losen Haarsträhne greift — und streckte einen einzigen Finger nach der Strassenlaterne aus, die neben ihnen stand, hoch und aus Eisen. Sie berührte sie nicht. Sie deutete nur.

Und das Eisen bog sich.

Langsam, lautlos, wie ein Grashalm im Wind, neigte sich die Laterne, bis ihre Spitze fast den Boden berührte, und das Licht darin flackerte und erlosch. Niemand auf der Strasse blieb stehen. Niemand sah es. In dieser Welt, die keine Wunder kannte, hatte gerade eines stattgefunden — und es war für niemanden bestimmt als für ihn.

„Regeln sind für die, die in einer Welt geboren sind“, sagte sie sanft. *„Ich bin in keiner geboren.“*

Sie hängte die Tasche höher auf die Schulter und wandte sich zum Gehen. Dann, über die Schulter, beinahe freundlich:

„*Sie ist übrigens glücklich. Falls du dich fragst.*“ Ein Lächeln.
„*Sie glaubt, sie sei bei mir in Sicherheit. Das ist sie ja auch.*“

Der Wanderer fuhr herum. Er suchte — den Schwarm, die Stufen, die Strasse — nach einem Leuchten, nach einem *Plopp*, nach irgendetwas. Menschen. Metall. Licht. Kein Leuchten. Nichts.

Als er sich zurückdrehte, war das Blumenmädchen im Strom der jungen Menschen verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Der Wanderer blieb stehen.

Er stand, wo er stand, und rührte sich nicht, und um ihn herum ging die laute, gnadenlose Welt weiter, als gäbe es ihn nicht. Dann fiel der erste Tropfen. Dann der zweite. Und dann begann es zu regnen — ein grauer, gleichgültiger Regen, der auf die brüllenden Tiere fiel und auf die jungen Menschen und auf den grossen, stillen Mann, der keinen Schatten warf und nicht wusste, was er tun sollte.

Warm und allein

In der ersten Nacht konnte Nia nicht schlafen.

Das Zimmer war warm. Die Kissen waren so weich, dass sie darin versank. Nichts war laut, nichts tat weh, nichts konnte ihr hier etwas anhaben. Das Blumenmädchen hatte gesagt, sie sei in Sicherheit — und es hatte nicht einmal gelogen.

Aber Sicherheit, das lernte Nia in dieser Nacht, wohnte an einem ganz anderen Ort als das, was ihr fehlte.

Sie lag ganz still und lauschte auf das Fehlen von Dingen.

Keine langsamen, viel zu langen Schritte. Kein Brummen, das „Käferchen“ sagte, als wäre es genervt, und es doch nie war. Kein Plopp, der die Stille zerbrach. Nur der fremde Regen an der riesigen Scheibe. Er klang anders als jeder Regen, den sie kannte — er war an niemanden gerichtet.

Sie tastete über das Kissen, dorthin, wo sonst eine Schulter gewesen wäre. Ein rauer Mantel. Ein Geruch nach Staub und Wind. Eine Wärme, die er nie zugab.

Da war nur Stoff. Weich und sauber und kalt.

Nia machte sich ganz klein in der grossen, weichen Wärme, die sich falsch anfühlte. Zu weich. Zu sicher. Wie das Gegenteil von einem Mantel.

Und lauschte weiter in den fremden Regen.

Ein Held aus Papier

Der Wanderer ging.

Er wusste nicht, wohin — es gab kein Wohin, das ihm gehörte — also ging er einfach, durch den Regen, der nicht aufhörte. Die Strassen glänzten schwarz. Die Tiere aus Metall warfen Licht vor sich her, rot und weiss, und zischten durch die Pfützen. An den Häusern reihten sich Türen, Tür an Tür an Tür, mehr Türen als im Tempel — und keine einzige davon führte irgendwohin, wo er sein wollte. Er probierte keine. Er stand vor tausend Türen und wollte durch keine.

Das Wasser lief ihm in den Kragen, in die Ärmel, in die Stiefel. Er merkte es kaum. Er, der Kälte nie gespürt hatte, weil nie etwas an ihn herangekommen war, spürte jetzt etwas — aber es war nicht der Regen.

Es war, dass er die Bibliothek vermisste.

Der Gedanke traf ihn wie ein fremder Schlag. Er vermisste den Geruch von Papier und Regen, der jetzt nur noch Regen war. Er vermisste die schwebenden Lichter. Er vermisste die Bibliothekarin, ihre lästige Höflichkeit, den Tee, den er nie hatte trinken wollen und den er jetzt für einen einzigen Schluck getauscht hätte gegen — er wusste nicht, was. Alles.

Und über allem, unter allem, in allem: er vermisste Nia.

Er, der niemanden gebraucht hatte. Der allein gereist war, tausend Zeitalter lang, und es sein Freisein genannt hatte. Er ging durch den Regen einer fremden Welt und begriff, langsam, wie man eine Wunde begreift, die man erst spürt, wenn man schon lange blutet: dass allein zu sein und

einsam zu sein nicht dasselbe waren. Dass er das eine gewesen war, sehr lange. Und das andere erst jetzt.

Dann, zwischen zwei dunklen Häusern, ein Licht.

Ein kleiner Laden, warm erleuchtet, während ringsum alles schwarz und nass war. Hinter der Scheibe stapelten sich bunte Hefte, grell und glänzend, und der Wanderer blieb stehen — nicht, weil er hineinwollte, sondern weil Licht in dieser Welt selten geworden war für ihn. Er trat ein. Eine Glocke über der Tür machte ein kleines, albernes Geräusch.

Drinne war es eng und roch nach Papier — nicht nach dem Papier der Bibliothek, nach einem neueren, billigeren, aber Papier. An den Wänden hingen die Hefte in Reihen. Auf ihnen: gemalte Menschen in engen Gewändern, die Häuser stemmten, durch die Luft flogen, Tiere aus Metall mit einer Hand aufhielten. Der Wanderer sah sie an und verstand sie nicht. So belanglos. So laut. So —

„Whoa.“

Ein Junge stand hinter dem Ladentisch, kaum älter als die im Schwarm, mit zwei kleinen Muscheln in den Ohren, aus denen ein dünnes, blechernes Geräusch drang. Er nahm sie heraus und starrte den Wanderer an.

„Sie sehen aus wie —“

Er kam hinter dem Tisch hervor, griff im Vorbeigehen ein Heft aus einem Stapel, ohne hinzusehen, so sicher, wie der Wanderer einst ein Schwert gegriffen hatte.

„Genau wie der hier. Krass. Schauen Sie mal.“

Er hielt es hoch. Auf dem Umschlag stand ein Mann, gross, in Schwarz und Grau, das Kinn gehoben, die Fäuste geballt, hinter ihm eine

brennende Stadt. Sein Blick sagte, dass ihm nichts etwas anhaben konnte.
Dass ihm nie etwas etwas angehabt hatte.

Der Wanderer sah ihn lange an.

Er kannte ihn.

Er nahm dem Jungen das Heft aus der Hand und wandte sich zur Tür.

„Hey — das müssen Sie —“

Eine andere Stimme, hinten aus dem Laden, älter, müde. Der Wanderer ging weiter. Wie man in dieser Welt bezahlte, hatte er nie gelernt, und es war ihm gleich, so wie ihm seit jeher alles gleich gewesen war, was Menschen zwischen sich ausmachten.

Hinter ihm sagte der Junge schnell:

„Geht auf mich. Passt schon.“

Der Wanderer blieb einen Herzschlag stehen. Er drehte sich nicht um. Aber er hatte auf Grosszügigkeit noch nie eine Antwort gehabt — nicht bei einer Bäckerin, die ein Brot in drei Teile brach, und nicht hier, bei einem Jungen mit Muscheln in den Ohren, der für einen fremden, tropfnassen Mann ein Heft bezahlte, das dieser nicht einmal gestohlen hatte, weil er nicht wusste, wie.

Er ging hinaus in den Regen.

Unter einem Vordach, im Licht einer der brummenden Laternen, schlug er das Heft auf.

Der Mann darin war stark. Er hob, was zu schwer war. Er schlug, was zu hart war. Er stand über allem und allen, und wenn er lächelte, dann so, wie der Wanderer einst gelächelt hatte: als gehörte ihm die Welt, weil niemand stark genug war, sie ihm zu nehmen.

Auf einer Seite hielt der Mann einen einstürzenden Turm mit einer Hand, und die Menschen darunter sahen zu ihm auf wie zu einem Gott.

Der Wanderer betrachtete das lange.

Dann sah er auf seine eigene Hand hinab. Nass. Zitternd vor Kälte. Die Hand eines Mannes. Nur eines Mannes.

Er, der genau wie dieser gemalte Gott aussah, war das Gegenteil von ihm geworden. Und, so fremd ihm das Gefühl war, er war froh darüber — nicht, weil es ihm gefiel, schwach zu sein, sondern weil ein Gott, dem die Welt gehörte, weil niemand sie ihm nehmen konnte, nie hätte verstehen können, was es hiess, das Einzige zu verlieren, das man nie hatte halten wollen und dann doch nicht mehr hergeben konnte.

Er klappte das Heft zu und steckte es in den Mantel, dorthin, wo einmal eine kleine blaue Blume gelegen hatte.

Und ging weiter, um sie zu finden.

Der goldene Käfig

Nia wachte in einem warmen Zimmer auf, und einen Moment lang wusste sie nicht, wo sie war.

Es war ein schönes Zimmer. Weiche Kissen, in denen sie versank wie in einer Wolke. Ein Fenster, so gross wie eine Wand, hinter dem eine fremde Stadt im grauen Morgen lag. Auf einem Tellerchen neben ihr — winzig, eigens für sie — lag etwas Süsses, das das Blumenmädchen „Zucker“ genannt hatte, und es war das Beste, was Nia je gegessen hatte, besser sogar als die Kekse der Bibliothekarin.

Sie hatte alles, was sie brauchte. Sie war warm. Sie war satt. Sie war sicher. Und trotzdem war da, ganz klein, ganz tief, ein Gefühl wie ein Stein im Schuh.

Das Blumenmädchen sass am Fenster und kämmte sich das lange helle Haar, so wie Nia es damals gesehen hatte, auf einer Wiese, die kein Ende hatte. Hier trug es andere Kleider — die Kleider dieser Welt — aber die Ruhe war dieselbe.

„Gut geschlafen, Kleine?“

Nia nickte. Sie mochte das Blumenmädchen nicht hassen, so sehr sie es versuchte. Es war nie unfreundlich. Es hatte ihr nie etwas getan. Es hatte sie nur — mitgenommen.

„Ich muss gleich fort“, sagte das Blumenmädchen und legte den Kamm beiseite. „In dieser Welt müssen die Jungen jeden Tag an einen Ort, an dem man ihnen Dinge beibringt. Es ist sehr

langweilig. Aber es fällt weniger auf, wenn man tut, was alle tun.“ Es lächelte. „Du bleibst hier. Ja?“

„Warum darf ich nicht mit?“

Das Blumenmädchen kam zu ihr, kniete sich hin, sodass seine ruhigen Augen auf einer Höhe mit Nia waren.

„Weil diese Welt nicht für dich gemacht ist, Kleine. Weisst du, was hier draussen mit einer kleinen Fee geschieht?“ Seine Stimme war sanft, fast zärtlich. „Die Menschen hier sehen dich nicht. Nicht, weil sie böse sind. Sie können es einfach nicht. Für sie bist du Luft. Und sie sind gross und schnell und achtlos, und sie fahren in brüllenden Dingen aus Metall durch die Strassen, viel zu schnell, um anzuhalten. Ein Schritt zur falschen Zeit, ein einziger — und aus. Niemand würde es auch nur merken.“

Nia sah auf ihre kleinen Hände.

„Deshalb bleibst du bei mir“, sagte das Blumenmädchen und strich ihr über das Haar. „Bei mir kann dir nichts geschehen. Bei mir bist du sicher. Für immer, wenn du willst.“

Und das Schlimmste war: Es klang gut.

„Und der Wanderer?“, fragte Nia leise.

Für den Bruchteil eines Herzschlags wurde die Ruhe in den Augen des Blumenmädchens noch eine Spur ruhiger, so wie Wasser noch stiller wird, kurz bevor sich etwas darunter bewegt.

„Wanderer bleiben nicht, Kleine. Das liegt schon in ihrem Namen.“ Ein sanftes, trauriges Lächeln. „Er ist weitergezogen.

Durch die nächste Tür. So, wie er es immer getan hat, bevor du kamst. Es tut mir leid.“

Nia sagte nichts. Aber tief in ihr, an der Stelle, wo das Süsse nicht hinkam und die weichen Kissen nicht und das warme Zimmer nicht, wusste sie, dass das nicht stimmte. Sie hatte sein Gesicht gesehen — an der singenden Tür, in der Blumenwiese, in tausend kleinen Momenten, in denen er glaubte, sie merke es nicht. Ein Wanderer, ja. Aber nicht mehr einer, der ohne sie ging.

Das Blumenmädchen stand auf, nahm eine Tasche über die Schulter, wie es alle Jungen dieser Welt taten, und ging zur Tür.

„Sei brav“, sagte es. „Und bleib drinnen.“

Dann war es fort.

Nia blieb in dem warmen Zimmer zurück, mit dem Zucker und den Kissen und der Sicherheit, und sah aus dem grossen Fenster hinunter auf die fremde Stadt. Es regnete jetzt. Unten, ganz klein, reihten sich die Häuser, und an den Häusern die Türen, Tür an Tür an Tür, mehr Türen als im Tempel — und Nia dachte daran, wie der Wanderer einmal gesagt hatte, dass hinter jeder Tür eine Welt lag, und wie er dann doch immer nur eine gesucht hatte, ohne zu wissen, welche.

Sie legte ihre kleine Hand an das kalte Glas.

Bleib drinnen, hatte das Blumenmädchen gesagt. *Bei mir bist du sicher.*

Und zum ersten Mal in ihrem kleinen Leben beschloss Nia, nicht brav zu sein.

Sie wusste nicht, wohin. Sie wusste nur, dass Sichersein und Glücklichsein nicht dasselbe waren — so, wie irgendwo in derselben Stadt, im selben Regen, ein grosser, stiller Mann gerade begriff, dass Alleinsein und Einsamsein nicht dasselbe waren.

Nia ploppte auf das Fensterbrett. Dann auf den schmalen Sims davor, in den Regen, der sofort ihr Kleid durchnässte. Und dann, mit klopfendem Herzen, hinaus in die Welt, die nicht für sie gemacht war — um den zu suchen, von dem sie wusste, dass er sie auch suchte.

Ein Herzschlag

Nia sah ihn zuerst.

Sie war nicht weit gekommen. Die Welt draussen war noch grösser und lauter und nasser, als sie vom Fenster aus gewirkt hatte, und Nia hatte sich an Mauern gedrückt und war von Sims zu Sims geploppt, ohne zu wissen, wohin — nur weg von dem warmen Zimmer, hinein in den Regen, auf der Suche nach etwas, das sie nicht hätte benennen können.

Und dann, auf der anderen Seite der lärmenden Strasse, fand sie ihn.

Einen Mann, gross und still und tropfnass, der dastand, als wüsste er nicht, wohin, und um den herum die Welt floss, ohne ihn zu berühren. Nia kannte diese Art zu stehen. Sie kannte diesen Rücken, diesen Mantel, diesen Schatten, den er nicht warf.

„WANDERER!“

Sie rief es, so laut, wie eine kleine Fee rufen kann, und dann war sie schon unterwegs — Plopp, Plopp, Plopp — von einem nassen Vordach auf ein Schild, von einem Schild auf eine Laterne, quer über die lärmende Strasse, dem einen Punkt in der grauen Welt entgegen, der plötzlich der einzige war. Ihr Herz war ein albernes, klopfendes Ding. Gleich würde er sich umdrehen. Gleich würde er „Käferchen“ sagen und so tun, als hätte er nie Angst gehabt, und alles wäre wieder gut.

Er drehte sich nicht um.

Ein letzter Plopp, und sie sass auf seiner Schulter — ihrem alten Platz, keine Handbreit von seinem Ohr. Sie rief seinen Namen, dicht an seinem Gesicht. Sie legte beide Hände an seine Wange. Und er — spürte nichts.

Kein Gewicht auf der Schulter, keine Hände an der Wange, keine Stimme am Ohr. Seine Augen wanderten über die Strasse, über die Menschen, über die Luft direkt neben seinem Kopf, wo sie sass, und blieben nirgends hängen. Sie suchten. Sie suchten *sie*. Und sie fanden sie nicht.

Und Nia verstand, mit einem Schlag, der kälter war als aller Regen: Er konnte sie nicht sehen.

Er, der sie *immer* gesehen hatte. Seit dem ersten Plopp. Der Einzige in allen Welten, für den sie nie unsichtbar gewesen war — jetzt sah er sie nicht.

Und schlimmer: sie sah *ihn*. Sie sah, was in sein Gesicht geschrieben stand, jetzt, wo er glaubte, niemand sähe zu. Sie sah die Einsamkeit, die er ein Leben lang hinter einer Maske versteckt hatte. Sie sah einen Mann, der trauerte. Der um *sie* trauerte.

„*Ich bin hier*“, flüsterte sie. Und dann schrie sie es. „*Ich bin doch hier! Bitte — dreh dich um — ich bin HIER —*“

Er hörte nichts. Und Nia, die noch nie in ihrem kleinen Leben unvorsichtig gewesen war, tat das Unvorsichtigste, was sie tun konnte: Sie vergass alles ausser ihm. Mit einem Plopp war sie hinunter, von seiner Schulter auf die nasse Strasse, ihm vor die Füsse, um ihn zu zwingen, sie anzusehen —

— und hörte das brüllende Tier nicht kommen.

Sie sah nur, wie sich die Welt des Wanderers verzerrte. Wie sein Kopf herumfuhr. Wie in seine leeren, suchenden Augen mit einem Mal etwas trat, das sie kannte, das sie im Tempel gesehen hatte, an einer singenden Tür, in einer Blumenwiese: pure, blanke Angst.

Er sah sie.

Im letzten, unmöglichen Herzschlag, ehe das Metall sie traf, sah er sie. Dann Stille.

Nia hatte die Augen geschlossen. Sie öffnete sie wieder, vorsichtig, wie man in einen Raum späht, in dem etwas Schreckliches geschehen sein müsste.

Über ihr, riesig, dampfend, zum Stillstand gekommen, stand das brüllende Tier aus Metall. Und zwischen ihm und ihr eine Hand — eine einzige, ausgestreckte Hand, in deren Fingern sich das Metall verbog wie nasses Papier.

Der Wanderer stand über ihr. Der Regen lief ihm übers Gesicht. Und er sah sie an.

Er *sah* sie an.

Nias Augen füllten sich, und liefen über, und sie brachte nur ein einziges, zitteriges Wort heraus — dasselbe, das sie ihm vor so langer Zeit in einem endlosen Gang gestellt hatte, nur andersherum:

„*Du kannst mich sehen.*“

Und der Wanderer — der ihren Namen ein Leben lang aufgespart und ihn genau einmal gerufen hatte, um sie zu retten, und der ihn seither wie einen warmen Stein in der Tasche getragen hatte — sagte ihn wieder. Leise. Nur für sie.

„*Nia.*“

Um sie herum kehrte die Welt zurück, langsam, ungläubig. Menschen blieben stehen. Münder öffneten sich. Leuchtende Spiegel wurden gehoben und auf ihn gerichtet — ein Mann, tropfnass und schmal, der ein brüllendes Tier aus Metall mit einer Hand aufgehalten hatte, als wäre es zahm.

Und in dem Wanderer flackerte etwas auf.

Nicht wie ein Erwachen — wie ein Blitz. Ein einziger greller Augenblick, in dem der Kanal zwischen ihnen aufsprang und ihm zurückwarf, was die

Welt ihm genommen hatte: seine Sinne, sein Gewicht in der Welt, das alte Raubtier, das immer gewusst hatte, wo jede Gefahr stand. Für einen Herzschlag schlug es die Augen auf, und er wusste wieder alles — wie viele Menschen um ihn standen, wie ihr Atem ging, wo die Ausgänge lagen.

Und noch während es ihn durchströmte, spürte er, dass es nicht bleiben würde. Es war kein Zurück, sondern ein Überschlag, geboren aus dem einen Augenblick, in dem er sie wiedergesehen hatte — und schon wieder am Verebben. Diese Welt gab ihm nichts. Sie hatte es ihm nur dieses eine Mal, nur für sie, nicht verwehren können.

Und er wusste, ohne hinzusehen, dass er beobachtet wurde.

Er hob den Kopf.

Hoch oben, auf dem Rand eines Daches, sass das Blumenmädchen, die Beine über die Kante baumelnd, wie ein Kind, das einem Schauspiel zusieht. Es lächelte nicht triumphierend. Es lächelte gar nicht. Es *sah* nur — mit derselben ruhigen Aufmerksamkeit, mit der man das Ende einer Geschichte liest, von der man nicht sicher war, wie sie ausgeht. Ihre Blicke trafen sich über den Lärm hinweg. Und Nia, an seine Hand geklammert, spürte, wie er sich veränderte, wie der Mann wieder zu etwas Älterem, Gefährlicherem wurde — und war froh, ihn so zu sehen.

Irgendwo, noch fern, begann ein Heulen, auf und ab, näher kommend: das Geschrei der Ordnung dieser Welt.

Der Wanderer sah es nicht einmal an.

Er nahm Nia — hob sie an sich, ganz nah, so wie man etwas hält, das man schon einmal verloren hat und nie wieder — und dann rannte er.

Er rannte durch die lärmende, gnadenlose Welt, an den brüllenden Tieren vorbei, an den leuchtenden Spiegeln, schneller, als ein Mann rennen kann, schneller, als je irgendjemand in dieser Welt gerannt war, ein grauer Schatten im Regen — getragen vom verglühenden Rest jener Kraft, für

diesen einen Lauf noch einmal ganz der, der er gewesen war, weil das Einzige, das ihn je zu diesem gemacht hatte, wieder an seiner Seite war.

Über den Dächern

Er lief, bis der Lärm hinter ihnen verebbte, bis die brüllenden Tiere und die heulende Ordnung dieser Welt nur noch ein fernes Rauschen waren. Dann, mit einem Sprung, der keinem Mann möglich war, war er oben — auf einem Dach, hoch über der Stadt, wo der Regen dünner wurde und die Lichter unten glühten wie ein umgekipptes Sternenmeer.

Er setzte Nia ab, sacht, auf einen trockenen Vorsprung unter einem Sims. Und dann standen sie da, die kleine Fee und der grosse Mann, und keiner von beiden wusste, was man in einem solchen Augenblick sagt.

Nia sagte es trotzdem.

„Du —“ Ihre Stimme zitterte. *„Du hast so LANGE gebraucht!“*

Und dann weinte sie, richtig, mit dem ganzen kleinen Körper, so wie sie nie geweint hatte, nicht in tausend Welten, und die Tränen und der Regen liefen ineinander.

„Sie hat gesagt, du bist weg! Sie hat gesagt, Wanderer bleiben nicht, und du bist einfach weitergezogen, und ich hab — ich hab ihr fast geglaubt —“

„Ich habe die Bibliothek auseinandergenommen.“

Nia stockte.

„Ich habe meine Hand auf eine Tür gelegt, die mich einmal fast getötet hat, und nicht losgelassen. Ich bin vor einem Kind auf die Knie gegangen. Ich habe mein Schwert fallen lassen.“

Er sah sie an, und in seinem Gesicht war nichts von der alten Maske.

„Ich bin durch eine Tür gegangen, aus der man vielleicht nicht zurückkommt. Für dich, Käferchen.“

Käferchen. Nia hörte es, und etwas in ihr, das das Blumenmädchen mit Zucker und Kissen und Sicherheit zugedeckt hatte, brach wieder auf, ganz und gar. Sie ploppte ihm auf die Schulter und schmiegte sich an seinen Hals, und diesmal — diesmal spürte er sie.

Er hob die Hand und legte einen einzigen Finger an ihren Rücken, so vorsichtig, als könnte sie zerbrechen. Er, dessen Hand ein Auto aufgehalten hatte.

Und während er dort stand, mit der kleinen, warmen, unmöglichen Last auf der Schulter, begriff er etwas, ohne es ganz zu verstehen. Als sie fort gewesen war, war er nichts gewesen — kein Wanderer, keine Stärke, nur ein Mann ohne Schatten. Und im Augenblick, in dem er sie wiedergesehen hatte, war alles zurückgeschlagen — hell und vollständig, für einen einzigen Herzschlag, und dann wieder fort, wie eine Welle, die sich zurückzieht und den Sand kälter zurücklässt als zuvor. Schon jetzt, mit ihr auf der Schulter, spürte er die alte Gewissheit nicht mehr; diese Welt hatte ihn wieder.

Es war nicht diese Welt allein, die ihn schwach gemacht hatte. Es war ihr Fehlen gewesen, das ihn ausgelöscht hatte — und ihr Anblick, der ihn für einen Herzschlag zurückgegeben hatte, mehr nicht. Er würde nicht darauf zählen können. Er wusste nicht, was das alles bedeutete. Aber er wusste, dass es wichtig war, und dass es gefährlich war, und dass er es keinem Wesen dieser oder irgendeiner anderen Welt jemals verraten durfte.

„Wanderer.“ Nia hatte aufgehört zu weinen. Sie sah hinaus über die Lichter. *„Wie kommen wir nach Hause?“*

Er antwortete nicht sofort. Er dachte an den Jungen, an die schmale, falsche Tür, an die ruhige Stimme: *Wer durch diese Tür geht, ist nicht mehr, wer er war, wenn er zurückkommt. Falls er zurückkommt.*

„Ich weiss es nicht.“

Es war das zweite Mal in seinem langen Leben, dass er das sagte. Das erste Mal hatte Nia ihn danach gefragt, was er suche, in einer Sommerwiese, vor so langer Zeit. Damals hatte es ihm Angst gemacht.

Jetzt machte es ihm keine Angst mehr. Denn was auch immer er suchte — es sass auf seiner Schulter.

Der Regen hörte auf.

Nicht langsam, wie Regen aufhört. Auf einmal. Als hätte jemand beschlossen, dass es genug sei.

Und in der plötzlichen, tropfenden Stille sagte eine helle, junge, ruhige Stimme hinter ihnen:

„Ihr habt euch also gefunden.“

Der Wanderer drehte sich um, und Nia klammerte sich fester, und da, am anderen Ende des Daches, wo einen Herzschlag zuvor niemand gewesen war, sass das Blumenmädchen auf dem Geländer, die Beine baumelnd über dem Abgrund.

„Wie schön“, sagte es. „Dann können wir ja reden.“

Das Glöckchen

Der Wanderer stellte sich vor Nia. Es war eine kleine Bewegung, kaum der Rede wert, und doch war sie alles: der Mann, der nie jemanden beschützt hatte, weil nie jemand ihm wichtig genug gewesen war, stellte sich zwischen die kleine Fee und das mächtigste Wesen, dem er je begegnet war. Das Blumenmädchen sah es und lächelte, beinahe zärtlich.

„Du musst sie nicht beschützen“, sagte es. „Ich will ihr nichts tun. Ich wollte ihr nie etwas tun.“ Es legte den Kopf schief. „Weisst du überhaupt, was sie ist?“

Der Wanderer sagte nichts.

„Nein“, sagte das Blumenmädchen. „Das dachte ich mir. Du hast sie behalten wie einen hübschen Stein, ohne je zu fragen, warum der Tempel — der Tempel, der sich für niemanden verschob — sich ausgerechnet für sie verschoben hat.“

Es glitt vom Geländer, lautlos, und kam näher, und seine ruhige Stimme füllte das ganze Dach, obwohl sie kaum lauter wurde als der Wind.

„Sie ist eine Tür, Wanderer. Die einzige, die es je gab. Andere Türen führen in eine Welt. Sie führt in jede“ — ein kleines Lächeln — „auch in die, die verboten sind. So wie diese hier. Ich bin durch sie hereingekommen, und sie hat es nicht einmal gemerkt.“

Auf seiner Schulter wurde Nia ganz still.

Nia, die ihr ganzes kleines Leben lang geglaubt hatte, sie sei ein Nichts — ein unsichtbares, kleines Nichts, das keine Tür öffnen und kein Zeichen tragen konnte und das der Tempel nur duldete —, Nia begriff mit einem Mal, dass sie das Gegenteil war. Dass sie das Kostbarste in allen Welten war. Und dass genau das der Grund war, warum sie nie wieder würde in Ruhe leben können.

„Und jetzt, wo ich es weiss“, sagte das Blumenmädchen sanft, „wissen es bald alle. Von diesem Tag an wird jedes Wesen wie ich sie wollen. Und keines wird so höflich sein.“

Es hob die Hand, und in ihr lag mit einem Mal ein kleines Glöckchen, alt und golden, an einem verblichenen Band.

„Deshalb mache ich dir ein Geschenk, Wanderer. Eine Wahl.“ Es legte das Glöckchen auf den nassen Stein zwischen ihnen.
„Läutest du es, so komme ich zurück und öffne dir das Tor nach Hause. In deinen Tempel, auf deine Strasse, zu deinen tausend Türen. Ihr seid frei.“ Eine Pause. *„Und sie ist für immer gejagt. Von allem, was den Kanal begehrt. Bis ans Ende. Und du wirst gewusst haben, dass du sie hinausgeführt hast.“*

Es wandte sich zum Gehen.

„Oder du läutest es nicht. Dann bleibt ihr hier. Diese Welt ist verboten; keine Tür führt herein, keine hinaus. Niemand wird sie je finden. Niemand kann sie hier berühren. Sie wäre sicher, Wanderer. Für immer sicher. Bei dir. Das perfekte Gefängnis ist der perfekte Schutz.“ Über die Schulter, beinahe freundlich:
„Überleg es dir gut. Ich habe alle Zeit der Welt.“

Und dann war es fort, so wie der Regen aufgehört hatte: auf einmal, als hätte es nie jemanden gegeben.

Lange geschah nichts.

Das Glöckchen lag auf dem Stein, klein und golden, und glänzte im Licht der fremden Stadt. Der Wanderer sah es an und rührte sich nicht.

Er dachte an das brüllende Tier, das er im letzten Herzschlag aufgehalten hatte. Er dachte an das Gefühl, sie nicht zu sehen, sie nicht zu spüren, sie in einer Welt zu verlieren, in der er nichts war. Er dachte daran, dass es wieder geschehen könnte, in Welt um Welt, bis zu jenem einen Mal, an dem er zu langsam wäre.

Und etwas in ihm — das älteste, tiefste, gefährlichste Ding in ihm — sagte: *Lass das Glöckchen liegen.*

Hier konnte ihr nichts geschehen. Hier war sie sicher. Er müsste sie nie wieder suchen. Er müsste nie wieder Angst haben. Er könnte sie behalten, für immer, in diesem warmen, falschen, gnädigen Käfig, und niemand — kein Wesen, keine Welt, kein Kanal — würde sie ihm je nehmen.

Er beugte sich nicht nach dem Glöckchen. Er beugte sich davon weg.

Und Nia, die auf seiner Schulter sass und ihn kannte, besser als er sich selbst, spürte, was er tat.

Sie ploppte hinunter, auf den nassen Stein, neben das Glöckchen. Sie war so klein, dass es fast so gross war wie sie.

„Wanderer“, sagte sie leise.

Er antwortete nicht.

„Ich weiss, was du denkst. Du denkst, wenn wir hierbleiben, kann mir nie wieder etwas geschehen.“ Sie sah zu ihm auf. „Aber weisst du noch, die Stadt, die ‚Bleibt‘ gesagt hat? Wo niemand alterte und es kein Gestern gab? Du hast die Ausgänge gezählt und keinen gefunden — und dann hast du mich hinausgezogen,

weil du wusstest, dass ein Ort, aus dem man nicht fort kann, kein Zuhause ist. Egal, wie schön er ist.“

Der Wanderer schloss die Augen.

„Ich will nicht sicher sein“, sagte Nia. „Ich will bei euch sein. Draussen. Wo die Türen sind.“

Und dann legte die kleine Fee, die keine Tür öffnen konnte und die doch selbst jede Tür war, beide Hände an das Glöckchen — und läutete es.

Der Klang war winzig und hell und viel zu gross für ein so kleines Ding, und er lief über die Dächer und über die Stadt und, so schien es, über die Grenzen dieser Welt hinaus. Der Wanderer hatte seinen Tempel verstummen hören, als sie fort war, und diese Welt nur kreischen und rauschen, ohne dass ein Ton am Leben gewesen wäre. Das hier war anders — der erste Klang seit langer Zeit, wie ihn nur eine lebendige Welt macht. Und er kam von ihr.

Der Wanderer hätte ihre Hände aufhalten können. Er war schnell genug. Er war stark genug. Der, der er einmal gewesen war, hätte es getan — hätte entschieden, für sie, über sie hinweg, weil er es besser wusste, weil er immer alles besser gewusst hatte.

Er hielt sie nicht auf.

Zum ersten Mal in unzähligen Zeitaltern liess der Wanderer jemanden für sich selbst entscheiden. Und es war das Schwerste, was er je getan hatte — schwerer, als ein Auto aufzuhalten, schwerer, als durch die verbotene Tür zu gehen. Denn ein Auto aufzuhalten war Stärke, und durch die Tür zu gehen war Liebe. Aber sie läuten zu lassen, obwohl es sie in Gefahr brachte, das war beides zugleich.

Der Regen begann wieder — sanft diesmal, fast wie ein Segen. Und in ihm stand das Blumenmädchen, mitten auf dem Dach, und in der Luft neben

ihm öffnete sich langsam ein Riss aus warmem, grauem Licht: der Tempelgang, endlos und vertraut, mit seinen vielen Türen.

Es sah Nia an, lange, und in seinen ruhigen Augen war etwas, das fast wie Achtung aussah.

„Du hast dich also entschieden“, sagte es. „Wie schade. In Sicherheit wärest du so viel länger geblieben.“

Es trat beiseite und gab den Weg frei.

„Geht.“

Und dann, als der Wanderer Nia auf seine Schulter hob und auf den Riss zuing, sagte es das Letzte, ganz leise, und es war keine Drohung mehr, sondern etwas viel Geduldigeres:

„Ich muss sie dir gar nicht nehmen, Wanderer. Jetzt, wo die Welten wissen, was sie ist, kommen die anderen von ganz allein.“
Ein Lächeln. *„Ich warte einfach.“*

Der Wanderer blieb einen Herzschlag an der Schwelle stehen. Dann trug er Nia hindurch, aus der lauten, gnadenlosen Welt zurück in den grauen Frieden des Tempels, und hinter ihnen schloss sich der Riss und war nie gewesen.

Er war zurück. Aber der Junge hatte nicht gelogen: Er kam nicht als der zurück, der er gegangen war. Etwas fehlte — eine Kälte, eine Härte, ein Panzer, den er tausend Zeitalter lang getragen und in einer fremden Welt im Regen verloren hatte. Er fühlte sich dünner an. Verwundbarer. Sterblicher, auf eine Art, die er nicht benennen konnte.

Nia auf seiner Schulter gähnte, klein und zufrieden, und legte ihren Kopf an seinen Hals.

„Ich bin müde, Wanderer.“

„Ich weiss, Käferchen.“

Und der Wanderer ging weiter, langsamer als früher, verwundbarer als früher, durch die endlosen Gänge seines Tempels, an all seinen Türen vorbei — und hatte vor keiner von ihnen mehr Angst und hinter keiner von ihnen noch etwas zu suchen.

Denn das Einzige, was er je gesucht hatte, schlief bereits an seinem Hals.

* * *

Die Reise des Wanderers ist noch nicht zu Ende.

Band 3 folgt.

mehr auf malte.wintner.ch